

Auf Jockel Heenes' Arbeit „Von Angesicht zu Angesicht“ träre am besten die Bezeichnung „Tagebuch“ zu. Über 1800 Zeichnungen: Köpfe, jeden Tag fünf, die er zu Papier gebracht hat, ein Jahr lang, skizzierte Notizen, Eigen- und Einsichten ins Selbst. Über 1800 Köpfe als Dokument eigener, alltäglicher Befindlichkeit, als protokollartiges Lebenszeichen. Allerdings besteht ein wesentlicher Unterschied zum Tagebuch in seiner ursprünglichen, eigentlichen Definition: Der Leser erschließt sich die Lebenswelt des Autors, umblättern, nach und nach. Er hat dabei jeweils nur einen kleinen Ausschnitt vor Augen. Bereits Gelesenes gehört schon zur Erinnerung, während Künftiges in den folgenden Seiten verborgen bleibt. Hier, ganz buchstäblich „angesichts“ der über 1800 Kopfzeichnungen dagegen, wird der Betrachter gewissermaßen umfassen vom Heenes'schen Kosmos. Es ist die Gesamtheit der Zeichnungen, die die starke Intensität vermittelt. Ein Jahr Leben offenbart sich nicht Seite um Seite, sondern, konzentriert auf einmal, auf einen Blick. Es ist, als ob der Betrachter eintaucht in die auf wenige Räume verdichtete Lebensspur von Jockel Heenes. Es vermitteln sich Stimmungen, man könnte auch sagen, seelische Aggregatzustände: Zuversicht und Freude etwa, aber auch Depressionen, Ängste, innere Zerrissenheit.

Phasen größter Kreativität sind spür-, sogar ablesbar, genauso wie Augenblicke der Leere, der, ganz wörtlich, Erschöpfung. „Von Angesicht zu Angesicht“ ist ein Akt der Selbstbeobachtung, der Selbstentblößung. Nicht so sehr die einzelne Zeichnung steht dabei im Vordergrund, vielmehr das Serielle, das Gesamte. Und doch offenbart Jockel Heenes auch in jeder Arbeit für sich einen Teil seines Seins: Manche Köpfe sind mit leichter Hand skizziert, hingeworfen, gelungen, manche sind in größter Anstrengung geschaffen, die Linien auf dem Blatt tief eingedrückt, manche sind schief geraten, schrill und disproportioniert. Niemals hat Heenes korrigiert, nachträglich ausgebessert, ihm mißlungen Erscheinendes gar vernichtet oder noch einmal gezeichnet. Es wäre einer Selbstlüge gleichgekommen. Denn in jedem Blatt formuliert Jockel Heenes einen Teil seiner Befindlichkeit, damit seines Seins.

Dazu gehört für ihn auch das Bewußtsein, in Beziehung auf und mit anderen zu existieren. Deshalb hat er, um täglich sein Sein zu notieren, das Thema „Kopf“ als Darstellung gewählt. Denn er sieht sein Leben, seine Existenz nicht isoliert, sondern fühlt sich als Teil eines Ganzen, Glied einer endlosen Kette millionenfachen Seins, und zwar als Künstler wie als Mensch (was ja auch nicht zu trennen ist). So greift er bewußt auf Vorlagen zurück, auf Portraits, die andere vor ihm geschaffen haben, und zwar nicht als postmodernes Zitatversatzstück, sondern um Verbundenheit, Korrespondenz zu dokumentieren. Aus dem gleichen Grund zeichnet er auch Köpfe von Menschen, mit denen er sich beschäftigt, etwa Verwandte, Freunde, auch sich selbst. „Teile“, so lautet eine ältere Arbeit von Jockel Heenes, „Teile sind nicht das Ganze, aber das Ganze ist auch nur ein Teil“, in Spiegelbuchstaben geschrieben, tritt sich der Betrachter, mehrfach gebrochen, selbst gegenüber. Ein sprachlich-optischer Gedanke um Unendlichkeit. Denn als Teil sind wir nicht ein Ganzes, und das, was wir als Ganzes begreifen, ist eben nur ein Teil eines weiteren Ganzen. Die Kette im Glied unendlichen Seins. „Von Angesicht zu Angesicht“ greift den Gedanken, mehrfach ineinander verschränkt, auf und führt ihn weiter. Die einzelne Zeichnung ist eben nicht das Ganze. Und die über 1800 Köpfe sind auch nur ein Teil, nämlich ein Ausschnitt aus einem bisher gelebten Leben, das auch eingebettet ist in ein Größeres. Wiederum sind die Zeichnungen nur Teil der Welt des Jockel Heenes. Er selbst allerdings fühlt sich auch nur als Teil eines Ganzen, dokumentiert dies durch eben genau die Köpfe, wählt keine Selbstportraits, um seine Befindlichkeiten zu schildern. Und dieses Ganze, also die gezeichneten Bezugspersonen, sind auch wieder nur Teil eines Ganzen usw.

Mit seiner Arbeit „Von Angesicht zu Angesicht“ formuliert Jockel Heenes seine Gedanken zu dem Thema neu, mit dem er sich immer wieder auseinandersetzt: die Frage nach dem „Sein“. Existenz, für uns nur faßbar als zeitlicher, vergänglichlicher Vorgang. Ein Blick auf seine früheren Arbeiten zeigt, wie er dies, sein Thema, immer wieder von anderen Blickpunkten aus durchdenkend, darstellt. Stets entwickelt er dabei, den neuen Gedanken entsprechend, auch neue formale Lösungen, dabei gleichwohl auf den alten aufbauend. So thematisiert er etwa den Begriff „Zeit“ (Im Kunstverein München die Installation „Am falschen Ort zur falschen Zeit“ und später, in Kassel, „Zur Zeit am Ort“, im dortigen Kunstverein), damit aber gleichzeitig auch den Begriff „Vergänglichkeit“, der in unserer Vorstellung von Zeit notwendig mitenthalten ist. Dabei bedeuten „Sterben und Tod“ für ihn Basis zum Leben, zum Anfang. Dies hat er in der Städtischen Galerie in Erlangen formuliert. Gelbe, geschweißte Metallobjekte, stachelartige Pyramiden, die aus Decke und Boden des Raums ragen, wie Stalaktiten und Stalaktiten. Durch dieses Pyramiden-Symbol für Unvergänglichkeit hindurchblickend, sieht der Betrachter sich selbst in einem ovalen, eisengefaßten Spiegel mit der Aufschrift: „Die Distanz zwischen Basis und Spitze ist der Körper.“ Das eigene, das Spiegelbild, ist durch jene gelben Spitzen verstellt, der Weg zur Begegnung mit sich selbst durch Anfang (Basis) und Ende (Spitze) erschwert, nur möglich für den, der sich damit auseinandergesetzt hat.

In einem Gedicht von Ingeborg Bachmann heißt es:

„Wie Orpheus spiel ich
auf den Saiten des Lebens den Tod
und in die Schönheit der Erde
und deiner Augen, die den Himmel verwalten,
weiß ich nur Dunkles zu sagen.“

Aber wie Orpheus weiß ich
auf der Seite des Todes das Leben,
und mir blaut
dein für immer geschlossenes Aug.“

Gedanken, die dem Werk von Jockel Heenes aufs engste verwandt sind. Seinem Elba-Projekt zum Beispiel. Dort bemalte er Ruinenhäuser mit warmen, erdfarbenen Zeichen, Verfall und Leben, gegenseitig sich bedingend und voneinander abhängig. Oder seiner Arbeit „Zeichenfeld“: eine Installation mehrerer rostiger Eisenskulpturen, runenartig, wie nicht entzifferbare Schriftzeichen einer vorzeitlichen Kultur, die wie Artefakte wirken, die, aufgestellt in einer Art Kultfeld, intensiv das Gefühl menschlicher Vergangenheit, aber auch Vergänglichkeit (Rost) assoziieren.

Inzwischen sind die Schriftzeichen in den Arbeiten von Heenes lesbar geworden. Nicht nur bei den oben zitierten Spiegelbuchstaben. Vielmehr auch in der Arbeit hier in Baden-Baden. Lassen sie mich auf den Begriff „Tagebuch“ zurückkommen. Über 1800 Köpfe, fünf täglich gezeichnet, ein Jahr hindurch, voller Schwung, voller Müdigkeit, elend, krank, gesund, traurig, fröhlich, voll von Liebe, Wut, Einsamkeit, nüchtern, trunken, immer: voller Selbstdisziplin. Ein Tagebuch. Schon einmal schuf Jockel Heenes eins, vor zehn Jahren, während eines Studienaufenthalts in Holland. „Fragmente, Zeichen, Zeit“ war eine minutiöse Fotodokumentation zwischen dem 6. September 1977 und dem 23. Juni 1978. Ich möchte deshalb zum Schluß Jockel Heenes selbst zitieren, der damals sagte: „Ein Tagebuch zu schreiben, liegt mir nicht. ...Erst später ging mir auf, daß diese Kontaktabzüge und die Fotos ja auch nichts anderes sind als eine Art Schrift. So ist dieses Buch im Grunde eben doch auch ein geschriebenes Tagebuch, nur mit Bildern als Schriftzeichen.“ Soweit Jockel Heenes. Bilder als Schriftzeichen: wir haben sie „Von Angesicht zu Angesicht.“ Lesen sie sie, und entdecken sie sich selbst dabei. Als Teile eines Ganzen.

Wilhelm Warnecke